

Anastasia Spitsin

Shaped in Fire
The Embers Of The Phoenix

THE
EMBERS
OF THE
PHOENIX



SHAPED
IN
FIRE

ANASTASIA SPITSIN

ROMAN
VAJONA

Shaped in Fire: The Embers Of The Phoenix



© 2025 VAJONA Verlag GmbH

Druck und Verarbeitung:

FINIDR, s.r.o.

Lípová 1965

737 01 Český Těšín

Czech republic

Lektorat: Sandy Brandt

Korrektorat: Michelle Abt, Lara Gathmann und Susann Chemnitzer

Umschlaggestaltung: Stefanie Saw

Satz: VAJONA Verlag GmbH, Oelsnitz

VAJONA Verlag GmbH

Carl-Wilhelm-Koch-Str. 3

08606 Oelsnitz

ISBN: 978-3-9871839-5-9

*Für alle brennenden Herzen.
Ist das Brennen das Verbrennen wert?*

*Hüte dein Herz,
denn jeder der Prinzen hat die Macht,
es dir aus der Brust zu reißen.*



P

ROLOG



Das Leben und der Tod lauern an meinem Fenster.

Die Uhr zeigt kurz vor Mitternacht an.

Die Wehen plagen mich seit Wochen und heute Nacht sind sie besonders intensiv.

Ich stelle die Tasse Tee auf den kleinen Beistelltisch und nehme die Nadel erneut in die Hand. Doch meine Finger zittern zu sehr, um das Stickmuster zu beenden.

Würde er es sehen, würde er zornig werden. Aber ich bin allein, und ihren Namen immer und immer wieder auf dem Stoff zu verewigen, beruhigt mich.

Ich lehne den Kopf gegen die kühle Fensterscheibe und atme tief ein. Am wolkenfreien Himmel funkeln die Sterne. Das Schloss, in dem der junge König heute einen Ball gibt, ragt in der Ferne auf.

Laute Stimmen und fröhliche Musik dringen zu mir herein. Die Menschen feiern die längste Nacht dieser neuen Ära, die vor einem halben Jahr begonnen hat, als die jungen Herrscher die Macht über die sechs Königreiche übernommen haben.

Ein Tag danach wurden die Kinder der Zukunft geboren.

Und das Leben der Mütter gestohlen.

Die Hebamme behauptet, mein Baby sei tot, sie spüre ihren Herzschlag nicht.

Das stimmt nicht.

Es ist ein Mädchen, ihre Macht brennt in mir. Ich weiß, dass ich ein Kind der Zukunft in mir trage.

Alles im Leben hat seinen Preis.

Sie ist unser.

In der Hoffnung, dass der warme Trank mir beim Einschlafen helfen wird, strecke ich die Hand nach dem Pfefferminztee aus.

Die Uhr schlägt Mitternacht.

Ein scharfer Schmerz zuckt mir durch den Bauch wie ein glühendes Messer. Mir stockt der Atem, die Teetasse entgleitet meiner Hand und zerspringt klirrend auf dem Boden. Die Scherben des Kristalls erinnern mich an meine zerschmetterte Zukunft. Ebenso klar wie das funkelnde Sternbild im Wandspiegel des dunklen Zimmers.

Das laute Wiehern, als käme es von tausend Pferden, lässt die Luft in unnatürlicher Kraft erzittern und zerbricht meinen geliebten Spiegel.

Eine unsichtbare Macht durchstreift die Straßen und zwingt mit ihrer Präsenz die Bewohner zum Schweigen.

Ein einzelner Stern schwillt an und nähert sich unaufhaltsam meinem Haus.

Es ist ein Pferd aus fließendem Sternenlicht, seine Mähne aus geschliffenen Diamanten gewoben, die Augen feuerrot leuchtend. Es ist das schönste Geschöpf, das ich je erblickt habe.

Ich bete zu den Göttern, sie mögen mein Kind beschützen.

Doch sie haben uns dazu verdammt.

Sie würden es vor der Auswahl nicht retten.

Das Fenster fliegt auf.

Der Tod blickt mir entgegen, hört meinen Gebeten zu und stiehlt mir meine Tochter.

In diesem Moment weiß ich: Heute werde ich sterben.

KAPITEL 1



Ich fürchtete mich nicht vor den Toten. Nur vor den Lebenden.

Mein Herz raste. Jeder Schritt hallte wie ein Trommelschlag durch die Stille der leeren Stadt. Die Nacht war mir dicht auf den Fersen. Die Finsternis atmete, lauerte, jagte.

Weißer Schatten zogen sich zwischen den Gebäuden hindurch, kaum greifbar und doch erschreckend real. Eine Nebelgestalt flackerte am Rand meines Blickfeldes. Schauer krabbelte mir den Rücken hinunter.

Noch ein Geist.

Die Sterne funkelten, als könnten sie alle meine Geheimnisse verraten und jedem erzählen, dass ich auf der Flucht war.

Elithalia, flieh. Du musst hier weg. Ein leises Echo von Lucianas Worten verirrte sich in den dunklen Winkeln meines Verstandes, drängte mich mit jedem Herzschlag.

Ich biss mir auf die Unterlippe, schmeckte Blut, doch ich ignorierte den Schmerz. Keine Zeit. Meine Finger zitterten, selbst als ich sie zur Faust ballte, um die Kontrolle zu gewinnen. Es war die Kälte, die meine Haut taub machte. Sie kroch in jede Faser meines Seins, klammerte sich an meine Rippen, wollte mich erdrücken.

Ich musste entkommen. Ich musste ...

Ein knirschender Laut ließ mich innehalten, der Kopf ruckte

zur Seite, der Blick glitt über die verfallenen Wände eines alten Gebäudes.

Irgendetwas bewegte sich in den Schatten, und mein Herz stolperte, als meine Augen sich mit unnatürlichem, leuchtendem Rot trafen.

Nein. Nicht noch einmal.

Ich presste die Augen fest aufeinander, rannte in die andere Richtung.

Mein Magen verkrampfte sich bei der Erinnerung an das letzte Mal. Die blutrot glühenden Augen. Das Gefühl, als würde die Zeit für einen Moment stillstehen, als wäre ich in ihre Welt gezogen worden. Der bittere Geruch des Blutes, das auf meinen Händen klebte, als ich in meinem Bett erwachte. Die verächtlichen Blicke der Mädchen. Sie haben noch wochenlang gekichert, ich hätte mit meiner Blutung die Bettwäsche versaut. Doch das stimmte nicht. Es war nicht mein Blut.

Heute war es anders. Ich fühlte es. Es war nicht die Kälte oder die Dunkelheit, die mich jagte. Es war etwas Größeres, Unausweichliches.

Und ich war allein.

Die Beine brannten, die Lunge schrie nach Luft. Ich zwang mich weiter, rannte durch die engen Gassen. Die unzähligen Wohnheime, in denen wir groß geworden waren. Die jedoch nie mein Zuhause gewesen waren.

Eis knackte unter meinen Füßen. Die Spur einer Seele hatte die sommerliche Nacht gezeichnet. Die Geister kannten nur Kälte, brachten nur Schmerz. Die blassen Schemen, die hinter mir her waren, ohne je einen Laut von sich zu geben. Sie wollten mich zurückziehen.

Sie wollten mich.

Die Straßen waren still – zu still. Ein unheimliches Schweigen, das wie eine Decke über der Stadt lag. Mein Atem ging flach, jeder Zug brannte in der Brust, und dennoch konnte ich nicht aufhören zu rennen.

Ich wagte einen flüchtigen Blick über die Schulter. Die Dunkelheit verschluckte die Gebäude, das vertraute, doch verhasste Labyrinth aus Beton. Die Lichter in den Fenstern waren längst erloschen.

Kein Geräusch, kein Lachen, nichts Lebendiges mehr. Nur Stille. Und Geister. So viele Geister. Vor einigen Jahren hätte mich das überrascht, doch jetzt waren sie überall. Ihre Präsenz war zur bedrückenden Normalität geworden, als gehörten sie genauso zur Stadt der Zukunft wie die Mauern selbst. In der Nacht glichen die Straßen einem Friedhof.

Mein Herz hämmerte, die Schläge wie Trommeln, die durch meinen Körper jagten. *Beeil dich, Lili*, schrie es. *Du musst hier weg*. Ich schmeckte die Panik metallisch und bitter auf der Zunge.

Leises Scharren von Stiefeln auf dem Kopfsteinpflaster erregte meine Aufmerksamkeit. Sofort zog sich mein Körper zusammen. Ein vasarischer Soldat.

Ich musste schneller sein, bevor er mich bemerkte. Hastig ließ ich meinen Blick umherschweifen, suchte in den Schatten nach ihm. Wo war er? Die Dunkelheit verschluckte den Mann. Würde sie mich beschützen?

Ohne zu zögern, bog ich in die nächste Seitengasse ab. Meine Füße rutschten auf den Eisspuren der Geister.

Ich musste verschwinden. Morgen würde alles anders sein. Für manche eröffnete sich die Möglichkeit, in die Reihen der Erwählten aufgenommen zu werden. Sie würden in das Schloss einziehen, um die Herrschaft über eines der sechs Königreiche zu erlangen. Für den Rest ihres Lebens ewige Dienstbarkeit. Ein Leben lang gefangen hinter den Mauern der Stadt der Zukunft. Nur zwölf würden jemals entkommen. An der Seite eines zukünftigen Königs.

Ich konnte mir das Gesicht der Oberpriesterin vorstellen, dieses kalte, selbstgerechte Lächeln, als sie meine Akte auf den zweiten Stapel legte. Für sie war ich ein Fehler. Ein Nachtkind.

Das Mädchen, das zu spät geboren worden war, das nicht in den perfekten Sonnenkreis passte.

Aber ich würde nicht bleiben. Ich würde nicht auf sie warten. Nicht auf das Urteil, das sie mir auferlegen wollen. Die Ketten, die man mir anlegen würde, schienen mir jetzt schon zu fest, um meine Glieder zu schließen.

Meine Beine zitterten vor Erschöpfung. Ich wusste nicht, wie weit ich schon gelaufen war. Die stummen Gebäude zogen sich endlos hin, als gäbe es kein Entkommen. Diese Mauern, in denen ich aufgewachsen war, diese Stadt, die mich erdrückte.

Das Wohnheim war nie mein Zuhause gewesen. Es war ein Käfig, ein Gefängnis. Und heute Nacht würde ich es hinter mir lassen.

Ich würde frei sein.

Hier hatte ich meine Freundinnen verloren. Eine nach der anderen an die Prüfungen und das System. Ihre Träume waren zerschlagen worden. Ich hatte sie nie wieder gesehen, obwohl ich wusste, sie waren irgendwo da draußen. Sie waren meine Familie gewesen.

Luciana war meine Familie.

Und ich ließ sie zurück. Ich lief davon, ließ sie allein in der Auswahl.

Du musst fliehen, du willst nicht bleiben, hatte Luciana gesagt. *Du willst kein Dienstmädchen werden. Du hast eine bessere Zukunft außerhalb der Mauern.*

Aber wir wussten nicht, was jenseits der Mauern war. Nur in den Büchern hatten wir von den sechs Königreichen gelesen, als wären sie Märchen, unerreichbare Träume.

Wenn ich es über die Mauern schaffte ... würden mich ihre Bewohner aufnehmen? Würde ich dort nicht ebenso allein sein wie hier? Keine Familie. Kein Dach über dem Kopf.

Meine Füße stolperten über die unebenen Pflastersteine, und für einen Moment dachte ich, ich würde zusammenbrechen. Mein Körper wollte nicht weiter. Meine Beine weigerten sich. Tief in

mir wusste ich, das war Wahnsinn. Seit unserer Geburt kannten wir nur diese Mauern, diese Regeln, dieses Leben.

Jedoch hatte sich immer wieder der Gedanke zu fliehen in meinem Inneren eingenistet, mich verfolgt, wie ein dunkler Schatten, der mich nachts aus dem Wohnheim trieb. Als die Wände auf mich zukamen und die Luft abschnürten.

Die schwarzen Haare versteckten mich bei Dunkelheit. Doch sobald die Sonne aufging, stellten sie mich allen zur Schau. *Sie ist kein Mädchen der Sonne.*

Genau wie alle anderen Frauen der Zukunft hatte mich ein heiliges Pferd in die Stadt der Zukunft gebracht. Nur war es ein halbes Jahr zu spät.

Ich hatte zu den Göttern gebetet, sie angefleht, mir Antworten zu geben. Doch weder sie noch die Priesterinnen, die mich nie wirklich akzeptiert hatten, hatten je geantwortet.

Die Priesterinnen hatten nie daran geglaubt, dass ich es so weit schaffen würde. Sie hatten gehofft, dass ich bei einer der Prüfungen versagen würde, dass die Götter mir die Gnade erweisen würden, von der Auswahl auszuschneiden, ohne sie zu erzürnen.

Aber Luciana hatte mich nicht fallen lassen. Die Frau, die selbst in der dunkelsten Stunde leuchtete, zog mich mit in ihren Schein.

Ich hatte ihren Körper trainiert, sie hatte meinen Verstand geschärft. Eine Klausur nach der anderen, ein Training nach dem nächsten. Ich war nichts ohne sie, und sie nichts ohne mich. Und doch hatte sie mich heute gedrängt, fortzulaufen. *Die Priesterinnen wollen dich im Schloss nicht haben. Wenn du nicht in der Stadt der Zukunft verrotten willst, dann flieh.*

Ich hatte nie gewollt, eine Herrscherin zu sein. Weder Prinzessin noch Königin. Doch niemand hatte uns je die Wahl gelassen. Die Auswahl zu verlassen, einfach in die Welt hinauszutreten, war undenkbar. Selbst die, die die Auswahl nicht bestanden, blieben hier – gebunden an die Stadt der Zukunft.

Wollten es die Götter wirklich so?

Lucianas Worte hatten sich in mein Gedächtnis gebrannt, als sie in mein Ohr flüsterte: *Elithalia, ich liebe dich. Morgen wird es zu spät sein.* Sie liebte mich. Und ich liebte sie. Ich konnte nicht glauben, dass meine Beine mich weitertrugen, fort von ihr. Fort von dem einzigen Menschen, der mir je etwas bedeutet hatte.

All die Jahre hatten wir uns gegenseitig gestützt, durch die Prüfungen, durch den Schmerz und die Zweifel. Sie hatte Waffen verabscheut, ich verachtete die Etikette. Doch nun war sie in perfekter Form, und ich war geübt in guten Manieren.

Ich dachte daran, wie wir gestern noch trainiert hatten – ich hatte ihren Ellenbogen beim Bogenschießen korrigiert, während sie mich dazu gebracht hatte, den Aufsatz des hundertsten Propheten erneut aufzusagen. Immer wieder. Sie hatte nicht locker gelassen, bis ich ihn auswendig konnte.

Doch jetzt? Der letzte Absatz war mir längst entfallen, und ihr Ellenbogen ... Sie würde ihn wahrscheinlich immer noch zu hoch halten.

Ich konnte sie nicht zurücklassen. Ich werde sie nicht zurücklassen. Nicht aus freiem Willen. Sie musste die Auswahl gewinnen. Es war ihr Schicksal, davon war ich überzeugt. Mit ihrem großen Herzen und scharfen Verstand würde sie die Welt verändern. Ich glaubte fest daran.

Diese Überzeugung machte es jedoch nicht einfacher, fortzulaufen. Ich wusste nicht, was hinter den Mauern auf mich wartete. Geister vielleicht oder Schlimmeres. Doch eines wusste ich: Luciana brauchte mich.

Die Straßen der Stadt der Zukunft waren alle gleich, ein Labyrinth aus grauen, gesichtslosen Gebäuden, die sich in die Unendlichkeit zogen. Jede Gasse war ein Spiegelbild der vorherigen. Es war, als würde die Stadt mich selbst zurückziehen wollen, mich daran hindern, zu entkommen.

Und so bemerkte ich kaum, dass meine Füße mich unbewusst zurück zum Wohnheim geführt hatten. Die Flucht, die ich

begonnen hatte, war zu Ende, als ich vor dem eintausenddreizehnten Wohnheim stand – dem Ort, der nie mein Zuhause gewesen war.

Auf ein Zuhause konnte ich noch warten.

Zuerst musste ich Luciana zur Krone verhelfen.

KAPITEL 2



Valynor stand vor dem Spiegel, ihr Blick war fokussiert, ihre Bewegungen ruhig und bedacht. Sie steckte ihre Haare hoch, strich die letzten Falten auf ihrem Kleid glatt, putzte sich die Zähne zweimal, als könnte sie die Nervosität wegschrubben.

Draußen, am Rande der Siedlung, wartete die Kutsche, bereit, die Auserwählte ins Schloss zu bringen. Bereit, sie in die letzte Runde der Auswahl zu führen.

Die Kutsche, die Valynor niemals betreten würde.

Mein Magen zog sich zusammen.

»Du hast keine Eile, wie ich sehe.« Valynor schaute sich um. Die anderen Frauen haben ihre Sachen gepackt und das Zimmer verlassen. Acht Betten standen leer. Kratzer und die abgeblätterte Farbe erinnerten an die vorherigen Bewohnerinnen.

»Ich suche noch.« Meine Stimme klang hohl, doch ich zwang mich, ruhig zu bleiben. Mit fahrigten Händen sortierte ich die Kleidung in meinem Koffer um. Wieder und wieder neu, die Augen ständig auf Valynor gerichtet.

»Nach was?« Sie zog eine Schublade auf und holte einen Stapel Papier hervor – die Akte.

Meine Brust schnürte sich zu, als ich den goldenen Stempel darauf sah.

Der Schlüssel zur Zukunft im Schloss.

Meine eigene Akte lag unbeachtet auf dem Boden neben mir, zerknittert und wertlos. Kein Stempel, keine Chance.

»Nach einer besseren Zukunft«, antwortete ich.

Valynor lachte, legte die Akte auf ihren Koffer und verschwand im Bad. Das Wasser rauschte, die Uhr tickte. Sekunden liefen mir weg.

Ohne zu zögern, sprang ich auf, griff nach den Akten. Meine Finger bebten, als ich ihre Unterlagen gegen meine eintauschte. Ihr Leben gegen meines.

Dann schnappte ich den Koffer, mein Herz hämmerte so laut, dass ich kaum atmen konnte. Der Schlüssel, den ich in der Nacht zuvor gestohlen hatte, brannte in meiner Hand. Ich rannte aus dem Zimmer.

Ich schloss die Tür von außen ab, das Schloss klickte. »Es tut mir leid, Valynor.«

Ich warf den Schlüssel in die Büsche, sobald ich die Straße erreicht hatte. Meine Füße trugen mich schneller, als ich denken konnte, und doch fühlte es sich an, als würde jede Bewegung in Zeitlupe geschehen. Die Häuser um mich herum waren nichts als verschwommene Schatten.

Ich musste mich beeilen. Die Fenster im Wohnheim ließen sich zwar nicht öffnen, aber das würde Valynor nicht aufhalten. Sie würde das Glas zerschlagen, um mich einzuholen und ihren rechtmäßigen Platz zurückzufordern.

Hunderte von Auserwählten sind weitergekommen. Zwölf werden die Auswahl gewinnen. Valynor war keine Gewinnerin. Früher oder später wäre sie wie die tausend Anderen im Dienst der Stadt der Zukunft geendet. Es war nicht meine Schuld.

Der Muskelkater erinnerte mich an die letzte Nacht. Diesmal rannte ich nicht weg.

Die Sonne stieg langsam über den Horizont, färbte die Wohnheime in den bronzenen Glanz und tauchte die Stadt in einen friedlichen Schein. Keine Geister waren zu sehen. Doch ich wusste, sie verschwanden nie.

»Halt!« Eine tiefe Stimme ließ mein Herz stocken. Vor mir stand ein Wachmann, seine nächtliche schwarze Uniform hatte er gegen eine goldene Rüstung getauscht. Sie funkelte im Morgenlicht, wie ein scharfes Messer, das bereit war, jeden Moment zuzuschlagen. Sein Gesicht war ernst, die Augen schmal, als er mich musterte.

»Guten Morgen«, brachte ich mit einem gezwungenen Lächeln hervor. Mein Atem ging zu schnell, mein Herz raste. Ich durfte mir nichts anmerken lassen. Nicht, wo ich so nah dran war.

»Wohin so eilig?« Er zögerte, als könne er durch meine Fassade hindurchsehen.

»Zu meinem Traum.« Ich drückte die Akte fester an die Brust und blinzelte, als hätte mich seine Frage verlegen gemacht. Nach einem endlos langen Moment trat er zur Seite.

Ich setzte meinen Weg fort. Die Absätze blieben zwischen den Pflastersteinen stecken, mit jedem Schritt schmerzten meine Füße mehr. Blasen bildeten sich an den Stellen, wo das Leder der Schuhe die Haut aufrieb. Die Priesterinnen hatten Erwartungen, ich musste ihnen entsprechen.

Ich hielt meinen Kopf erhoben, die Schultern gerade, das Lächeln süß und unschuldig, und stellte mich in die Schlange vor den Toren am Rande der Siedlung.

Die anderen Frauen vor mir sahen fremd aus – ein gutes Zeichen. Niemand würde mich erkennen. Niemand würde wissen, dass ich nicht Valynor war.

Von einem Fuß auf den anderen tretend, beobachtete ich die Kutschen, wie sie eine nach der anderen den schmalen Weg hinauf in die Berge fuhren. Dort, wo das Schloss wie ein Schatten am Horizont aufragte, kaum erkennbar hinter den Nebelschwaden.

Ein Grollen erzitterte die Luft. Die Frau vor mir stolperte rückwärts. Auch ich verspürte den Drang, mehr Abstand zu der Kutsche zu bringen.

Rückwärts. Irgendwohin, nur nicht zu den Greifen, die einen

weiteren Wagen hinter sich her zogen. Aber es gab keinen Ausweg. Nicht jetzt.

Ihre pechschwarzen Federn waren durchzogen von blutroten Streifen, als hätten sie einen Körper zerfleischt, dessen Überreste an ihnen hingen. Die scharfen Krallen kratzten mit jedem Schritt auf den Pflastersteinen. Ihre leuchtend roten Augen glühten vor Wildheit, vor Hunger.

Die mächtigen Flügel schlugen in der Luft und erinnerten an die donnernden Schläge eines Kriegers. Mein Herz pochte in meinem Hals. Mir wurde schlecht.

Das Biest drehte seinen Kopf in unsere Richtung und öffnete den Schnabel, die roten Zähne offenbarend. Sie konnten mühelos durch Knochen schneiden.

Es hieß, die Greife waren unbezwingbar, gebunden an die Priesterinnen durch uralte Magie. Sie konnten mich riechen, wussten, dass ich eine Lügnerin war. Doch reden konnten sie nicht. Den Gedanken, dass sie mich in Stücke reißen könnten, ignorierte ich.

Mein Magen drehte sich um. Es waren sechs Biester für eine Kutsche. Ich drückte die Papiere fester an die Brust, meine Finger zitterten. Die Schlange bewegte sich langsam vorwärts, ich konnte meine Augen nicht von den Tieren abwenden.

»Name?« Die Stimme der Priesterin riss mich aus meiner Starre. Ich musste mich konzentrieren.

Der Plan. Fokussiere dich auf den Plan.

»Valynor.« Mein Mund war trocken, ich zwang die Worte heraus und reichte der Priesterin die gestohlenen Papiere. Mein Puls donnerte in meinen Ohren.

Die Frau warf einen Blick auf die erste Seite, überprüfte meinen Namen und legte die Akte in den Stapel zu den anderen. Mit einer ungeduldigen Geste winkte sie mich vorbei.

Zur Kutsche.

Die weißen Wände reflektierten die Sonnenstrahlen und schmerzten in meinen Augen. Die roten Muster zogen sich an

ihren Rädern und Fensterrahmen wie Schlangen. Sie wanden sich, als würden sie lebendig werden und mich beißen, sobald ich näher kam.

Die Greife hoben ihre Köpfe, als ich auf sie zuing. Ihre Augen durchbohrten mich. Sie konnten die Schuld sehen. Meine Lüge.

Ich betete zu den Göttern, dass ich nicht die Nächste war, deren Blut auf ihren Krallen kleben würde.

Ein mulmiges Gefühl kroch mir den Rücken hinauf. Es fühlte sich falsch an, in die Kutsche zu steigen, die mich weiter weg von allem führen würde, was ich kannte.

Ich nahm neben zwei anderen Frauen Platz. Zwanzig Auserwählte könnten hier mühelos Platz finden.

Ich glättete nervös die unsichtbaren Falten meines Kleides, versuchte, die zitternden Hände zu beschäftigen, während die Gedanken in tausend Richtungen rasten. Ich erwartete Valynor, ihre Schreie nach Gerechtigkeit. Die Priesterinnen, die mich aus dem Wagen zerrten.

Es geschah nichts.

Die Tür wurde mit einem dumpfen Knall verschlossen, im selben Moment setzten sich die Greife in Bewegung. Ihre mächtigen Flügel schlugen in gleichmäßigem Takt, der die Luft um uns herum zum Vibrieren brachte.

»Ich wusste nicht, dass wir fliegen werden.« Die Frau presste die Augen zu.

»Wenn du Angst hast, kannst du noch in die Bedienstetenstadt rennen.« Eine andere Auserwählte verschränkte die Arme vor der Brust.

»Die Auserwählten werden sicherlich keinen unnötigen Gefahren ausgesetzt.« Ich krallte meine Finger so fest in die samtige Bank, dass meine Knöchel weiß hervortraten. »Der Flug ist sicher.«

Die Frauen tauschten nervöse Blicke aus. Die schweren Atemzüge und bedrohlichen Flügelschläge erfüllten die stickige Luft.

Die Greife hoben uns mit einem Ruck in die Luft. Wir verließen die Erde, ein Schrei entrang sich meinen Lippen, ehe ich ihn hastig wieder verschluckte. Ich musste meine Angst unterdrücken.

»Wieso schreist du denn, wenn es so sicher ist?« Die Auserwählte rollte mit den Augen.

Ich zwang meine Lippen zu einem Lächeln.

Der Wagen schwankte unkontrolliert von einer Seite zur anderen. Im verzweifelten Versuch, nicht auf die anderen zu rutschen, spannte ich die Muskeln an, klammerte mich fester an die Bank.

Jeder Ruck, jeder Schwung drückte mich tiefer in den harten Sitz. Das Pochen meines Herzens hallte in meinen Ohren wider. Ich versuchte, ruhig zu atmen, doch es war, als würde die Luft dünner werden.

Mein Magen drehte sich um, als hätten die Bestien, die uns durch die Lüfte trugen, längst die Kontrolle verloren.

Ich gehörte nicht hierher. Ich war die Falsche in dieser Kutsche. Die Angst kroch in meine Glieder, machte sie schwer.

Die Kutsche krachte und kam ruckartig am Boden zum Stehen. Ich atmete aus. Wir waren gelandet.

Die Frau mir gegenüber stürzte auf die Tür zu, ihre Bewegungen hektisch und panisch. Kaum hatte sie den Boden berührt, brach ein würgender Laut aus ihr heraus.

Ich zwang mich, auszusteigen, doch als ich die Überreste ihres Mageninhalts auf dem Boden sah, stieg Bitterkeit mir in den Hals. Ich schluckte schwer.

Dann geschah es. Ein Grollen, tief und durchdringend, zerriss die Stille. Ich spürte die Gefahr, bevor ich sie sah.

Langsam drehte ich mich um und traf auf das wütende Funkeln der Augen eines Greifen. Er war riesig. Er breitete die Flügel aus, peitschte mit dem Schwanz über den Boden, ritzte mit den Krallen den steinigen Boden auf. Er war bereit zum Angriff, fixierte mich mit seinem Blick.

Ich spannte jeden Muskel in meinem Körper an. Wir konnten nicht fliehen. Konnten nichts tun, außer das Entsetzen in uns hochkriechen zu lassen.

Dann sprang er. Ein Aufschrei verließ meine Kehle, doch er verschwand im Echo eines viel lautereren Heulens, das nicht meines war.

Die Frau neben mir wurde von dem Greif erfasst, sein massiger Körper riss sie zu Boden. Blut spritzte in alle Richtungen. Es bedeckte den Boden, die Kutsche, meine Kleidung.

Ihr Blut, es war überall – auf meiner Haut, in meinem Haar. Der Greif riss sie in Fetzen. Ihr verzweifertes Flehen verhallte.

Ich wollte weglaufen. Ich sollte weglaufen. Aber meine Beine verweigerten den Dienst, als wären sie aus Stein. Stattdessen stand ich da, ein paar Schritte von dem Ungeheuer entfernt, und konnte nichts tun. Nur zusehen, wie er mit seinem Schnabel die Knochen der Frau zerpflückte, als wäre sie nichts weiter als Beute.

Das Blut war warm auf meiner Haut, es klebte an den Händen, tropfte von den Fingern. Der metallische Geruch brannte in meiner Nase, und ein neuer Schwall von Übelkeit drohte, mich zu überwältigen.

Ihr Blut war auf mir. Ihr Blut ...

Es war überall.

»Hilfe!«, flehte jemand.

Alles verschwamm, die Welt löste sich auf. Ich presste eine Hand auf die Lippen, doch es war zwecklos. Der Geschmack vom Blut füllte meinen Mund, als würde der Horror mich von innen zerfressen. Der Greif setzte sich in die Blutlache und spielte mit den Überresten. Ein Monster, das das Leben der unschuldigen Frau ausgelöscht hatte. Er warf einen Knochen in die Luft, schnappte ihn mit dem Schnabel auf und verschlang ihn mit einer Selbstverständlichkeit, die das Grauen nur noch tiefer in mich hineinfräß. Das Blut sickerte weiter in die Kleidung, klebte an meiner Haut. Meine Beine zitterten, trugen mich nicht fort.

Ich konnte nicht weinen. Konnte nicht schreien. Nur stehen. Und warten. Warten, bis er sich für mich entscheiden würde.

Ich war schwach. So schwach, dass jeder Atemzug schmerzte, als würde er mich in der Mitte auseinanderbrechen. Mein Verstand schrie, dass ich etwas tun musste – irgendetwas – doch meine Glieder waren taub, eingefroren von der überwältigenden Furcht, die durch meinen Körper raste.

Die Frau, die nur noch eine leblose Masse aus Blut und Fleisch war, konnte ich nicht mehr retten. Sie war verloren. Ich wusste es tief in meinem Innersten, und doch versuchte ich verzweifelt, mir einzureden, dass ich handeln musste.

Aber es gab nichts mehr zu tun. Niemanden mehr, den ich retten konnte. Ich konnte nicht einmal mich selbst retten.

Ich stand da, zwei Meter von dem Biest entfernt, und sah zu, wie es seine grausame Mahlzeit beendete, seine Krallen in das Fleisch grub.

Ich würde die Nächste sein. Die Nächste, die er zerreißen würde. Mein Atem kam stoßweise, unregelmäßig. Tränen stiegen mir in die Augen, heiß und drängend.

Das Adrenalin ließ nach, und die pure Angst schnürte mir die Kehle zu, erstickte mich.

Jemand schloss eine Hand fest um meinen Arm, zog mich mit einem harten Ruck zurück. Fort von dem blutigen Schlachtfeld.

Ich stolperte, halb blind vor Tränen, und sah auf. Ein Soldat.

»Weiter mit Euch«, knurrte er, ohne mich anzusehen. Seine Stimme klang rau und abweisend, als wäre ich nichts weiter als eine Last, die er zu tragen hatte.

Ich blinzelte heftig, wischte die Tränen vom Gesicht, spürte meine Finger kaum.

Nur langsam realisierte ich, dass ich nicht allein war. Um mich herum drängten sich Auserwählte, ihre Gesichter leuchteten vor Aufregung, Augen funkelten voller Hoffnung, als hätten sie nicht gesehen, was passiert war. Als wäre der Greif und seine Beute eine Illusion meiner Fantasie gewesen.

Die Wachen drängten uns weiter. Sie stellten sich in einer starren Reihe hinter uns auf, bildeten undurchdringliche Mauern aus Muskeln und Waffen.

Kein Zurück mehr. Nur vorwärts. Doch wohin?

Ich verstand nichts. Nichts außer der Tatsache, dass eine Frau gestorben war, und es keinen zu interessieren schien.

Eine weitere Kutsche ratterte heran, die Räder wirbelten Staub und Steine auf. Die Tür öffnete sich mit einem knirschenden Geräusch. Aus der Dunkelheit trat eine Frau, um die ich mehr Angst hatte als um mich selbst.

Mein Herz setzte aus.

Luciana.

Graziös und ohne Zögern sprang sie die Stufen hinunter und landete direkt vor dem Greifen. Ich ballte die Hände zu Fäusten, bereit, zu ihr zu rennen, sie zu retten, selbst wenn ich wusste, dass es nutzlos war. Der Greif würde sie zerreißen, bevor ich in ihre Nähe käme.

Er tat es nicht, ließ sie passieren, als wäre sie unsichtbar für ihn. Meine Knie gaben vor Erleichterung nach, aber das Gefühl war flüchtig. Unsere Blicke trafen sich. Sie blieb stehen, mitten im Schatten des Biestes.

Nein, schrie es in mir. *Bitte, Luciana, geh weiter*. Doch sie tat es nicht. Stattdessen musterte sie mein Kleid, meine mit Blut bedeckte Haut. Ihr Blick spiegelte nicht die Angst wider, die meine Glieder gelähmt hatte. Nein, ihre Augen füllten sich mit etwas anderem: Besorgnis, Vorurteil und ... Enttäuschung.

Luciana schüttelte den Kopf, als wäre ich diejenige, die alles falsch gemacht hatte, und senkte den Blick. Dann schritt sie zu mir, das Biest hinter sich lassend.

»Was machst du hier?« Sie wollte nicht wissen, warum ich blutverschmiert war, ob das Blut mein eigenes war oder das einer anderen. »Lili, du hättest längst fort sein sollen!«

Als hätte sie mir eine Ohrfeige gegeben, stolperte ich zurück. »Ich konnte dich nicht allein lassen.«

Die anderen Frauen blieben regungslos, ihre Augen auf etwas weiter vorne gerichtet. Die Luft war dicht, von Nebel durchzogen. Ich kniff meine Augen zusammen, um klarer sehen zu können. Kurz dachte ich, Statuen erkannt zu haben, doch es waren Priesterinnen, die auf einer Erhöhung in der Mitte der Menge standen und uns aus der Distanz beobachteten.

Luciana zog an meinem Arm, zwang mich, sie anzusehen. »Du darfst nicht hier sein.«

Meine Augen schweiften zu den Greifen hinter uns. »Luciana, die Greife ...« Meine Stimme zitterte bedrohlich. »Er hat sie ermordet.« Die Worte kamen wie ein Flüstern aus mir heraus, zerrissen von der Furcht, die mich von innen auffraß.

Neue Auserwählte drängten sich in die Menge, versperrten mir die Sicht auf die Bestien.

Ich musste die Kreaturen sehen. Ich musste sicher sein, dass sie nicht näher kamen, dass sie nicht ...

»Es ist alles gut«, sagte Luciana, ihre Stimme fest, als könnte sie die Realität mit ihren Worten verändern.

Alles gut? Wie konnte sie das sagen? Die Frau war tot. Ermordet von einem Greifen, und niemand hatte etwas getan.

Nicht die Wachen, nicht die Priesterinnen. Sie hatten zugesehen, wie das Biest eine Auserwählte zerrissen hatte. Sie hätte Herrscherin werden können.

Die Wachen hätten eingreifen sollen. Sie hätten sie beschützen sollen. Sie haben nichts getan. Nichts.

»Elithalia.« Luciana sah mich flehend an. »Du musst ruhig bleiben. Bitte, konzentriere dich. Es ist alles gut.«

Aber das war es nicht. Es war nichts gut. Sie war tot, und ihr Blut klebte an mir, an meiner Haut. Ich konnte es riechen, diesen metallischen Geruch, der meinen Magen umdrehte. Konnte schmecken, wie es auf meinen Lippen brannte.

Sie war tot. Tot.

»Meine lieben Auserwählten, ich gratuliere euch allen, dass ihr es zu der letzten Auswahlrunde geschafft habt!« Die Stimme der

Oberpriesterin Monmery schnitt durch die Stille und drang in meinen Kopf.

Ich drückte die Hände auf die Ohren, versuchte, den Klang zu ersticken. Es half nichts. Ihre Stimme war nicht um mich, sie war in mir.

»Ihr habt euch all die Jahre beweisen können ...«

Nein. Nein! Ich will das nicht hören! Meine Gedanken schrien. Die Oberpriesterin war schuld an dem Tod der Frau. Es waren ihre Soldaten, die sie hätten beschützen sollen und versagt hatten.

»Heute ist ein besonderer Tag.« Der Druck in meinem Kopf wuchs unerträglich. Ich presste die Handflächen so stark an meinen Schädel, dass ich fürchtete, er würde zerbersten.

Über den Köpfen der Menge, auf einem Podest erhöht, standen zehn Priesterinnen. Das Weiß ihrer Mäntel flatterte im Wind wie Gespenster. Alles war grau. Der Nebel hüllte die Welt ein, verschluckte jede Farbe, außer das Blut an meiner Haut.

»Wir haben etwas für euch mitgebracht.«

Verschwinde aus meinem Kopf!

Die Auserwählten versanken in Trance, ihre Blicke nach vorne gerichtet, die Lippen in einem Lächeln verzogen. Keine von ihnen atmete.

Die Priesterinnen sagten etwas, doch ich hörte es nicht mehr. Als hätte jemand die Verbindung aufgelöst.

Die Brise spielte mit meinen Haaren, und für einen Moment fragte ich mich, wann die Sonne hinter den Wolken verschwunden war. Der Nebel legte sich auf unsere Kleidung, kroch in die Lungen, doch selbst die frische Feuchtigkeit konnte den Geruch des Blutes nicht vertreiben.

Mein Kopf fühlte sich klarer an, auch wenn meine Hände unaufhörlich zitterten.

Ein dumpfer Schlag, wie Donner, durchbrach die Stille. Mein Kopf zuckte in alle Richtungen, auf der Suche nach der Quelle. Niemand sonst reagierte.

Jenseits der Frauenmenge, wo das Feld sich bis zu den

massiven Mauern des Schlosses erstreckte, löste sich ein Teil der Wand. Ein Krachen folgte. Ein Stück der Mauer fiel herunter und gab eine Brücke frei. Sie führte zum Schloss. Es war riesig, seine Türme stiegen in die Wolken auf und schienen unerreichbar zu sein.

»Luciana.« Ich stieß meine Freundin an der Schulter an. »Ich habe ein schlechtes Gefühl.«

Sie blinzelte, als würde sie aus einem Traum erwachen, und rieb sich die Augen, ihre Klarheit kehrte langsam zurück. Ihr Blick huschte von den Priesterinnen zu mir und dann zu der Brücke. Ohne zu zögern, packte sie mich an der Hand und zog mich hinter sich her Richtung Brücke. »Versuche, keine Aufmerksamkeit zu erregen.«

»Was tust du?« Die Furcht setzte bei mir ein. Wenn die Priesterinnen bemerkten, dass wir nicht zuhörten, würden sie uns bestrafen. »Luciana, wir dürfen nicht gehen.«

Die Angst kehrte zurück. Ich hätte sie nicht wecken sollen, sie nicht in Gefahr bringen sollen.

»Lili, du hättest fliehen sollen.«

»Wieso?« Der Vorwurf in meiner Stimme war unverkennbar. Wollte sie mich nicht hier haben? Hatte sie Angst, ich könnte ihr die Chance auf den Thron stehlen? Wir hatten so viele Jahre Seite an Seite gekämpft, und jetzt ... wollte sie mich loswerden?

Vielleicht wollte sie mich hier nicht haben. Ich zog sie mit mir in Schwierigkeiten. Genau wie in diesem Moment. Wir brachen die Regeln.

Ich wollte ihr doch nur helfen. Ich dachte, ich könnte ihr zur Macht verhelfen. Habe ich mich geirrt? War ich Ballast in ihren Augen?

»Ich kann gehen, wenn du mich hier nicht haben willst.« Ich konnte kaum glauben, was ich aussprach. »Ich kann zu den Priesterinnen gehen und mich in den Dienst schicken lassen.«

Luciana blieb abrupt stehen, drehte sich zu mir um und packte mich an den Schultern. »Es gibt keinen Dienst, Lili!« Sie spuckte

die Worte aus, als müsste sie mich zwingen, die Wahrheit zu sehen.

Doch es ergab keinen Sinn. Natürlich gab es den Dienst. Die Frauen, die es nicht schaffen würden, wurden immer in die Bedienstetenstädte geschickt. Seit Jahren. Seit unserer Geburt.

Ihr Blick zuckte zu den Priesterinnen. Angst flackerte in ihren Augen. »Egal, was gleich passiert, Lili, bitte ... bitte, denk nicht an die anderen. Denk nur an dich selbst.«

»Was?« Meine Stimme zitterte, als die Verwirrung meine Wirbelsäule hochkroch.

»Tausend Auserwählte erwarten die Mauern des Schlosses der Zukunft«, erklangen die Stimmen der Priesterinnen in meinem Kopf. »Beweist, dass ihr sie euch verdient habt.« Die Worte sickerten durch meine Abwehr, und ein finsternes Verständnis begann sich in mir zu regen.

Sollte das eine Art Prüfung sein? Es waren viel mehr als tausend Frauen hier. Die Besten würden die Brücke überqueren.

Die Starre fiel von der Menge, alle sahen sich verwirrt um. Ich konnte keine Rätsel lösen. Das war Lucianas Stärke, nicht meine.

Dann hörte ich es: Flügelschläge. Viele. Unzählige. Mein Kopf schnellte nach oben. Die Greife. Hunderte von ihnen. Sie flogen auf uns zu, die Augen glühend vor Hunger.

Ein kalter Gegenstand schmiegte sich in meine Hand – ein Messer. Die Klinge war unnatürlich schwer.

»Sie wollen doch nicht, dass wir ...?« Die Erkenntnis traf mich wie ein Schlag. Wir sollten gegen die Bestien kämpfen.

»Renn.« Luciana drehte sich um, verschwand in der Menge. Ich folgte ihr.

Die ersten Schreie zerrissen die Luft.